

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

#26 – Dezember 2021

Sozial nachhaltig:

Fairplay im
Schoggibusiness

Nachhaltig prägend:

Berner Schoggigeschichte

Kosovarisches Kino:

Zürich – Prishtina, Retour

Dungeons & Dragons:

Wenn Drachen
aussterben

Im Gespräch mit

Alexander Ott

SUB-Seiten:

«Menstruation betrifft
nicht nur Frauen»

VdS-Seiten:

Wenn anders sein
normal ist



4	<i>bäregluegt</i> Fairplay im Schoggibusiness
7	<i>retourgutschä</i> Berner Schoggigeschichte
9	<i>fiumriif</i> Zürich – Prishtina, Retour
13	<i>inägspienzlet</i> Wenn Drachen aussterben
18	<i>plüderlet</i> «Es geht immer um Menschen»
23	<i>wärweisete</i>
24	<i>grümschelichische</i>
25	<i>SUB-Seiten</i> – «Menstruation betrifft nicht nur Frauen» – Durchatmen, Kraft tanken – Amazing Winter Plan
30	<i>VdS-Seiten</i> – Wenn anders sein normal ist

Editorial

Liebe Freund*innen fruchtig-scharfer Geschmackskombinationen

Der St. Galler Lyriker Jack Stoiker stellte einst die folgenschwere Frage: «Wa chönnt d’Vögel deför, dass immer mönd flüüge?». Diese Frage liess uns keine Ruhe und so nahmen wir uns vor, sie in unserer Ausgabe #26 zu beantworten. Daran sind wir – wie so oft im Leben – kläglich gescheitert. Doch weil wir flye, hippe, junge Leute sind, erklären wir das Scheitern zum Lifestyle und kompensieren unsere Bruchlandung mit einem Nollie Backside 270, den wir selbstverständlich nicht landen.

Doch wie uns zahlreiche Wandkalender mit megaschönen Bildern und krass tiefsinnigen Sprüchen versichern, kann Mensch durch das Scheitern immer etwas lernen. So wissen wir euch durch unser hartes Aufprallen am Boden der Tatsachen Manches zu erzählen. Etwa, dass Vögel auch rückwärts fliegen können – wenn die Spielleiterin einer Dungeons & Dragons-Kampagne sich das so ausgedacht hat. Anders als die Vögel, fliegt der Kakao das ganze Jahr über vom globalen Süden in den Norden. Und dies, wie die Geschichte zeigt, schon lange. In Zukunft aber vielleicht mit mehr Fairness. Die Vögel überwinden die Grenzen meist ohne Mühe, für Menschen hingegen stellen diese je nach Herkunft grosse Hindernisse dar. Was das mit unserem Verhalten zu tun hat, erklärte uns Alexander Ott im Gespräch. Ein fliegender Kultur- und Gedankenaustausch passiert dafür im Kino Kosova, wo durch Filmprojekte Grenzen durchbrochen werden sollen.

Lasst euch diese *studizytig* auf der Zunge zergehen wie ein Reiheli Schoggi der Sorte «Spicy Strawberry» und denkt daran: Auch eine blinde Meisterin auf dem Dach fliegt mal auf die Nase. Aber einmal ist keinmal und aller guten Dinge sind grün vor Freude.

Eure *studizytig*-Redaktion

Impressum

Die bärner studizytig wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4 x jährlich mit einer WEMF-beglaubigten Auflage von 12'048 Exemplaren.

Redaktion bsz

Annina Burgherr (anb), Bettina Wyler (bew), Cyril Holtz (cyh), Fabio Peter (pef), Ivie Onaiwu (ivo), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Lisa Linder (lil), Lucie Jakob (luj), Mara Hofer (mho), Mathias Streit (mas), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noë), Silvan Beer (sbe)

Externe

Titelseite: Christian Robin
Illustrationen: Lisa Linder
Design & Layout: Ivie Onaiwu, Nora Brägger, Rebekka Seiz, Tanja Bojanić
Rätsel: bsz Redaktion
Lektorat: Sophie Thomas
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten
Druck: CH Media Print AG, Aarau

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Redaktionsschluss bärner studizytig #27:
19.02.2022
Inserate-Annahmeschluss: 12.02.2022
Erscheinungsdatum (Versand): KW 10

Adressänderungen

abo@studizytig.ch

Redaktion SUB-Seiten

Chiara Scarnato (chs)
Florian Rudolph (flr)
Julia Beck (jub)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortliche SUB-Vorstand: Chiara Scarnato
chiara-caterina.scarnato@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Natascha Flückiger

Redaktion VdS-Seiten

Melina Grau

Kontakt VdS

vds@phbern.ch
Verantwortlicher VdS-Vorstand: Melina Grau

Die bärner studizytig dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der bärner studizytig im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen. Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die bärner studizytig trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die bärner studizytig nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch.

**Alle Artikel und mehr online:
studizytig.ch**

Fairplay im Schoggibusiness

Text: Bettina Wyler
Bilder: Bettina Wyler und Choba Choba

Schokolade hat eine dunkle Seite: Sie ist selten wirklich fair. Doch es gibt Grund zur Hoffnung – auch dank eines Berner Start-ups.

Die Machtverhältnisse im Kakao-geschäft sind enorm ungleich: Wenigen Firmen stehen rund 6 Millionen Kakaobäuer*innen gegenüber. Letztere verdienen häufig nur einen Bruchteil des Existenzlohns – so sind Armut und Kinderarbeit weit verbreitet, dazu kommen Abholzung und Boden-erosion. Um daran etwas zu ändern, setzen viele Marken auf Labels. Auch in der Schweiz. Hier sind alle grossen Schokoladenhersteller Mitglied der Schweizer Plattform für Nachhaltigen Kakao, die vor drei Jahren gegründet wurde. Eines der wichtigsten Ziele der Plattform ist es, dass bis 2030 nur noch nachhaltige Kakaoprodukte in die Schweiz importiert werden. «Nachhaltig» meint hier, dass die Produkte entweder durch eines der offiziellen Labels (etwa Fairtrade oder UTZ) zertifiziert sind oder dass sie eine unabhängige Firma verifiziert, wie das unter anderem bei Nestlé der Fall ist.

NGOs weisen seit Jahren darauf hin, dass Labels alleine nicht ausreichen.

Auf dieses Ziel steuern die Mitglieder der Plattform in beeindruckendem Tempo zu. Waren 2019 noch 57 Prozent der Importe zertifiziert oder verifiziert, waren es ein Jahr später bereits 74 Prozent. Alles okay also? So einfach ist es nicht. NGOs weisen seit Jahren darauf hin, dass Labels alleine nicht ausreichen. Einerseits weil Kakaobäuer*innen nur wenig vom Aufpreis der Labels profitieren würden. Andererseits führe der Zertifizierungsboom sogar zu einem Un-

terbietungswettlauf zwischen den Labels: Statt die Standards allmählich zu erhöhen und den Kakaobäuer*innen einen besseren Lohn zu zahlen, halten sie ihre Anforderungen tief. So können sie zwar innert kurzer Zeit viele Zertifikate ausstellen; die Kakaobäuer*innen hingegen profitieren kaum.

Public Eye kritisiert ausserdem die Tatsache, dass sich das 100 Prozent-Ziel nur auf den Import von Kakaoprodukten bezieht. Stattdessen müssten sich

die Firmen dringend auch für jenen Anteil ihrer Schokolade interessieren, der gar nie in die Schweiz kommt, sondern direkt im Ausland verarbeitet und verkauft wird (wer schon mal im Ausland Lindt-Schoggi gekauft hat, weiss, dass diese nicht in der Schweiz hergestellt wird).

Hauptsache zertifiziert?

«Es ist allen klar, dass man die Probleme der Kakaobranche nicht einzig durch Zertifikate lösen kann», sagt Christian Robin. Er ist Geschäftsleiter der Schweizer Kakao-Plattform. Das Potenzial der Plattform liege vor allem darin, dass sie erstmals alle wichtigen Akteure an einen Tisch bringe. «So können sie voneinander lernen», sagt Robin. Bei der Plattform sind nicht nur alle grossen Schweizer Schokoladenfirmen Mitglied, sondern auch das Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO), Forschungsinstitute wie die ETH, NGOs wie Hel-



Kakaobäuer*innen können im globalisierten Kakaobusiness kaum mitreden. Anders bei Choba Choba: Die peruanischen Bäuer*innen legen den Kakaopreis an der jährlichen Versammlung selbst fest.

«Für die Leute ist es so, als würden sie direkt vom Bauernhof einkaufen. Aber statt Gemüse von nebenan kaufen sie halt Schokolade aus Peru.»

vetas und diverse Detailhandelsfirmen. Mit den Schweizer Firmen Nestlé, Lindt & Sprüngli, Barry Callebaut und ECOM finden sich auch gleich mehrere der einflussreichsten Player im weltweiten Kakaobusiness unter den Plattformmitgliedern.

«Bei aller berechtigten Kritik darf man nicht vergessen, dass die Schokoladenfirmen vor einem riesigen Berg stehen», betont Robin. «Die Herausforderungen sind enorm, denn 70 Prozent des Kakao kommen aus dem ländlichen Afrika. Dort ist man mit allen Entwicklungsproblemen konfrontiert, die man sich vorstellen kann». Als Beispiel nennt er die schlechte Infrastruktur und das meist tiefe Bildungsniveau der Kakaobäuer*innen. Das mache es in Produktionsländern wie Ghana und der Elfenbeinküste viel schwieriger, die Bedin-

gungen des Kakaoanbaus zu verbessern, als etwa in Südamerika. Um solche strukturellen Rahmenbedingungen zu fördern, führen unterschiedliche Mitglieder der Kakao-Plattform Projekte durch, die jenen der klassischen Entwicklungszusammenarbeit sehr ähnlich sind. Sie zielen etwa auf Einkommensdiversifizierung ab oder gewähren Mikro-Kredite.

In den letzten 15 Jahren sei ein spürbarer Bewusstseinswandel im Gange, stellt Robin fest: «Heute haben alle Firmen die Probleme in den Kakaolieferketten zumindest auf dem Radar. Das ist schon viel». Eine Rolle spielen dabei nicht zuletzt auch Diskussionen über bessere Sorgfaltsprüfungen, wie sie etwa die Konzernverantwortungsinitiative gefördert hatte.

Schokolade vom Hof

Einen ganz anderen Ansatz als Labels wählt die Berner Schokoladenfirma Choba Choba. Sie zahlt ihren Bäuer*innen in Peru für ihren Kakao das Zweieinhalbfache des Weltmarktpreises. Und nicht nur das: Die rund 40 Familien sind zugleich auch Mitinhaber*innen von Choba Choba. An der jährlichen Versammlung bestimmen sie so über die Geschehnisse des Unternehmens mit, auch den Kakaopreis legen sie gemeinsam fest.

Möglich ist der höhere Preis dank dem Verzicht auf sämtlichen Zwischenhandel: Der Kakao wird nach der Ernte vor Ort in Peru fermentiert und geröstet und danach direkt in die Schweiz importiert. Hier verarbeitet ihn die Ostschweizer Firma Felchlin im Auftrag von Choba Choba zu Schokolade. «Für die Leute ist es so, als würden sie direkt vom Bauernhof einkaufen. Aber statt Gemüse von nebenan kaufen sie halt Schokolade aus Peru», sagt Christoph Inauen. Er ist Mitgründer von Choba Choba – und kennt die Situation der Kakaobäuer*innen nur zu gut. Schon vor der Gründung von Choba Choba arbeitete er mit den Bäuer*innen aus dem peruanischen Alto Huayabamba-Tal zusammen. Damals im Auftrag einer grossen



Christoph Inauen hat Choba Choba mitgegründet. Die Berner Schokoladenfirma hat ein einzigartiges Geschäftsmodell: Die Kakaobäuer*innen aus Peru sind finanziell am Unternehmen beteiligt.

Schweizer Schokoladenfirma. Irgendwann hätten die Kakaobäuer*innen vorgeschlagen, einen grösseren Teil der Wertschöpfungskette nach Peru zu verlagern, um weniger abhängig zu sein vom stark schwankenden Weltmarktpreis. Vor sechs Jahren entstand so die Firma Choba Choba mit 36 Familien aus Peru und Christoph Inauen und Eric Garnier als Gründerteam. Als Name wählten sie Choba Choba – auf Quechua heisst das so viel wie «Ich helfe dir, du hilfst mir».

Mitgründer Christoph Inauen blickt zurück: «Wir mussten beim Aufbau der Firma kreativ sein, denn so ein System gab es vorher nicht», erklärt er. Das Unternehmen in Bern ist nun eine Aktiengesellschaft, von hier aus wird die Schokolade vermarktet und verkauft. Die Kakaobäuer*innen vor Ort sind als Genossenschaft organisiert und halten so Anteile an Choba Choba. Und dann gibt es noch die Choba Choba Stiftung: Sie finanziert unter

anderem Projekte zum Schutz des peruanischen Regenwaldes und für die Ausbildung der Kakaobäuer*innen. Während es weitere Schweizer Schokoladenfirmen gibt, die den Kakao direkt importieren und einen höheren Preis zahlen – zum Beispiel Schöki aus Luzern oder Garçoa aus Zürich – ist die finanzielle Beteiligung der Bäuer*innen bei Choba Choba einzigartig. Und deshalb selbstredend zentrales Marketingtool. Auf jeder Schokoladentafel steht direkt unter dem Logo «farmer owned», auf der Webseite wird man aufgefordert, Teil der «community» zu werden, und frühe Plakate warben gar mit «taste the revolution».

Choba Choba als Vorbild?

Choba Choba entstand also aus Kritik am Mainstream. Dass dieser sich massgeblich ändern wird, glaubt Christoph Inauen denn auch nicht. «Die Lieferketten der grossen Player sind schlicht zu komplex. Und sie sind

Die finanzielle Beteiligung der Bäuer*innen an Choba Choba ist einzigartig – und deshalb ihr zentrales Marketingtool.

gefangen in ihrem System, wo Aktionär*innen hauptsächlich eine Rendite sehen wollen», sagt er. Ein Unternehmen müsse stattdessen von Anfang an eine Struktur haben, die ihm erlaubt, die Ressourcen und die Menschen nicht auszubeuten. Danach könne es langsam wachsen und seine Wirkung dadurch ausbauen.

Genau hier liegt auch für Choba Choba die grösste Schwierigkeit: Um wirtschaftlich rentabel zu werden, muss das Unternehmen den Umsatz steigern. Und das kostet Geld. Viel Geld. So viel, dass Choba Choba Ende November 2021 bereits zum zweiten Mal das Eigenkapital erhöhte. Das heisst, es gab zusätzliche Aktien heraus, und verkaufte sie an jene, die sich das leisten können: an Einzelpersonen in der Schweiz. Damit sank unweigerlich der finanzielle Anteil der peruanischen Kakaobäuer*innen am Unternehmen. Um sich dennoch treu zu bleiben, war das Stimmrecht allerdings von der Kapitalverteilung entkoppelt. So ändert sich der Stimmenanteil der Bäuer*innen auch durch den neusten Verkauf von Aktien kaum; sie halten weiterhin knapp 30 Prozent der Stimmen.

Auch Choba Choba ist also nicht perfekt. Das muss es aber auch nicht sein. «Wer solche Initiativen kritisiert, kritisiert die Falschen», steht auch für Plattform-Geschäftsleiter Robin fest. «Sie bringen definitiv Innovation in die Branche». Bleibt also zu hoffen, dass Choba Choba zum Denken anregt – die grossen Firmen wie auch die einzelnen Schoggiliebhaber*innen. Damit künftig nicht nur über die Schweiz als Schoggiland gesprochen wird, sondern auch kritischer reflektiert wird, unter welchen Umständen eigentlich die Rohstoffe dafür hergestellt werden. ♦

Berner Schoggigeschichte

Text: Mathias Streit
Bilder: zvg

Wer hat's erfunden? Bern! Ein Überblick über die lange Geschichte der heimlichen Schweizer Schokoladenhauptstadt.



Der Schriftzug am Gebäude der ehemaligen Lindt-Fabrik (Foto: Franziska Rothenbühler)

Teile des Schriftzugs sind noch knapp lesbar: «Fabrique de Chocolat W. Lin» steht am Gebäude in der Berner Matte geschrieben. Der Rest wurde bei einem Teilabbruch des Hauses zerstört. Dabei wurde hier einst Schokoladengeschichte geschrieben: In der früheren «Fabrique de Chocolat» an der Wasserwerk-gasse 2 hat Rodolphe Lindt den «chocolat fin» erfunden. Er ist damit kein Einzelfall. Viele bis heute bekannte Schokolade-Marken haben ihren Ursprung in der Stadt Bern.

1814

Ein gewisser Philippe Suchard beginnt bei seinem Bruder Friedrich die Lehre. Dieser stellt an der Kramgasse 23 flüssige und feste Schokolade her. Zu Ruhm bringt es jedoch sein kleiner Bruder Philippe: Er gründet 1825 seine eigene Fabrik in Serrières (Kanton Neuenburg) und produziert bald einmal mehr als die Hälfte aller Schweizer Schokolade.

1867

Jean Tobler eröffnet ein Schokoladengeschäft in der Stadt Bern. Ursprünglich aus Appenzell Ausserrhoden stammend, spezialisiert sich Tobler auf den Verkauf von Waren anderer Schokoladenproduzenten.

1873

Ein Berner beginnt seine Lehrjahre bei seinem Onkel, dem bekannten Waadtländer Schokoladenproduzenten Charles Amédée Kohler Junior (dessen Vater hatte 1830 die Nusschokolade erfunden). Der Name des Berner Sprösslings aus gutem Hause: Rodolphe Lindt.

1879

Rodolphe Lindt gründet im Berner Mattequartier seine eigene Schokoladenfabrik. Kurz darauf gelingt ihm der grosse Wurf: Möglicherweise durch Zufall (weil er angeblich vergass, übers Wochenende die Maschinen abzustellen) entwickelt er die Conchiermethode. Schokolade war nun nicht mehr bitter und sandig, sondern aromatisch und zart. Die gesamte Schokoladenindustrie versuchte fortan Lindts Geheimnis zu knacken, lange jedoch ohne Erfolg.

1899

Die Zürcher Chocolat Sprüngli AG kauft Rodolphe Lindt seine Rezeptur ab. Seither ist das Unternehmen unter dem Namen Lindt & Sprüngli bekannt.

1900

Theodor Tobler übernimmt die neugegründete Schokoladenfabrik seines Vaters Jean, dem früheren Schokoladenhändler. Acht Jahre später entwickelt Theodor Tobler

zusammen mit seinem Cousin das Rezept für die Toblerone. Unter Theodors Führung wächst das Unternehmen in der Berner Länggasse rasch; bald werden die Tobler-Schokoladen in weit über 100 Länder verkauft.

1904

Der Berner Apotheker Albert Wander entwickelt die Ovomaltine. Das Rezept basiert auf den Forschungen seines Vaters Georg. Der Chemiker hatte Mitte des 19. Jahrhunderts an Rezepturen für den Kampf gegen die weitverbreitete Mangelernährung getüftelt. So wird die Ovomaltine bei ihrer Lancierung zunächst denn auch als medizinisches Präparat verkauft.

1905

Rodolphe Lindt sowie seine Verwandten August und Walter Lindt scheiden aus dem Lindt & Sprüngli-Unternehmen aus. Letztere versuchen in Bern einen Neuanfang, verlieren 1928 aber den jahrelangen Rechtsstreit um den Gebrauch des Markennamens «Lindt». Sie müssen ihr Geschäft in Bern schliessen.

1923

Bei einem Wettkampf auf dem Sportgelände der Universität Bern bietet die Firma Wander erstmals einen Verpflegungsservice mit Ovomaltine an. Seither wird Ovomaltine gezielt als Sportler*innen-Nahrung beworben.



Firmengebäude Dr. Wander AG am Holzikofenweg 36. (ca. 1930) Heute ist dort das Seco untergebracht. (Foto: Staatsarchiv Kt. Bern)

1927

Wegen der stetig wachsenden Nachfrage verlegt Wander seine Produktion aus der Stadt Bern ins knapp 20 Kilometer entfernte Neueneegg. Dort wird die Ovomaltine bis heute produziert.

1929

Nach seiner kaufmännischen Lehre bei Chocolat Tobler gründet Camille Bloch seine eigene Schokoladenfabrik in Bern. Arbeiter*innen und Maschinen übernimmt er von der zuvor aufgelösten Firma von August und Walter Lindt.



«Fabrik in Bern» steht auf der Werbung für Toblers Schokolade. (Bild: Toblerone)

1935

Camille Bloch verlegt seine Produktion nach Courtelary – auch weil im Berner Jura wegen der Uhrenkrise viele billige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Sieben Jahre nach dem Umzug lanciert Bloch sein heute bekanntestes Produkt: Ragusa.

1970

Die beiden Unternehmen Suchard und Tobler fusionieren. 1990 wird die Firma vom Kraft Foods Konzern übernommen, der seit 2012 Mondelez heisst.

1985

In Bern-Brünnen wird eine neue Produktionsanlage für die Toblerone eingeweiht. Die gezackte Schokolade wird bis heute exklusiv im Westen der Bundesstadt hergestellt.

2015

Choba Choba wird in Bern gegründet. Indem es seine peruanischen Kakaobäuer*innen am Unternehmen beteiligt, sucht Choba Choba neue Wege in der sozial-nachhaltigen Schokoladenproduktion.

2019

Das Ein-Mann-Unternehmen Chocobern bietet erstmals Stadtrundgänge zur Berner Schokoladengeschichte an. Mit dem geplanten Berner Schokoladenmuseum bestehen weitere Ideen zur Vermarktung der Berner Schokoladentradition.

2020

Der traditionsreiche Schokoladenproduzent Gysi Chocolatier Suisse muss seine Produktion einstellen. Das Unternehmen wurde 1931 in der Berner Innenstadt gegründet und musste 1947 dem Umbau des Berner Bahnhofs weichen. Ab dann produzierte es seine Schokolade in Bern-Bümpliz. Gysi belieferte vor allem andere Unternehmen mit Eigenmarken und verkaufte wenig unter dem eigenen Namen. Rund drei Viertel der Produktion wurden exportiert.

Heute

In Bern finden sich diverse Referenzen auf die Schoggi-Vergangenheit der Stadt. So erinnert eine Tram- und Bushaltestelle an den ehemaligen Standort der Firma Wander. Und in der ehemaligen Chocolat-Tobler-Fabrik lernen heute die Studis der Universität Bern. Von den bekannten Marken wird einzig die Toblerone noch auf Stadtberner Boden produziert. Stattdessen sind es vermehrt kleinere Confisereien, welche die Schokoladentradition in Bern aufrechterhalten.



In der Toblerfabrik in der Länggasse ist heute die Universität untergebracht. (Foto: Staatsarchiv Kt. Bern)

Zürich – Prishtina, Retour

Text: Silvan Beer
Bilder: Viviane Stucki und zvg

Einen Dialog über Kultur und Menschlichkeit zu ermöglichen ist das zentrale Anliegen des Regisseurs Ilir Hasanaj. Mit dem Kino Armata in Prishtina schaffte er einen Ort, der diesen Dialog mit den Mitteln der Kunst, Kultur und Bildung ermöglicht.

Der Dokumentarfilm *Me Dasht Me Dasht Me* Dasht nimmt uns mit auf eine Reise von Zürich über Belgrad nach Prishtina und wieder zurück. Wir begegnen dabei einem bunt zusammengewürfelten Kollektiv von Kunstschaffenden, die unter dem Leitmotiv «Woran glaubst du?» auf dieser Reise ihre Projekte verwirklichen. Wir sind dabei wenn sie trinken, rauchen und diskutieren; einander nahekommen oder sich nicht ausstehen können; bis zur Erschöpfung an ihren Kunstprojekten arbeiten; immer wieder über sich hinauswachsen und manchmal am liebsten alles hinschmeissen würden. Wir sind hautnah dran, wenn Edona und Arbër, trotz einer tiefen Liebe, die sie verbindet, keine Beziehungsform finden können, die ihnen beiden gerecht wird. Oder wenn Gene, der Bruder des Regisseurs, der in der Schweiz in einer zähen Orientierungslosigkeit zu versinken droht, sich auf das Wagnis einlässt und mit auf die Reise geht.

Mit empathischem Blick

Der Einblick, den der Regisseur Ilir Hasanaj uns durch seine Filme ermöglicht, ist ein direkter, roher, manchmal schmerzhaft naher. Seine Filme lassen nicht zu, dass man sich in eine distanzierte Beobachtungsrolle zurückzieht. Man ist mitten im Geschehen und insbesondere nah bei den Charakteren, die in all ihrer Einzigartigkeit Raum einnehmen dürfen. Denn Hasanajs Blick auf die porträtierten Menschen bleibt bei aller Direktheit und roher Nähe immer ein zutiefst empathischer.

Dies wird spätestens bei seinem aktuellen Film *As I Was Looking Above I Could See Myself Underneath* deutlich. In diesem begegnen wir Menschen, die aus verschiedenen Gründen im streng konservativen Geschlechter- und Sexualitätsverständnis, das im Kosovo immer noch weit verbreitet ist, auf Ablehnung, Diskriminierung, ja unverblühten Hass stossen. Wenn wir in *Me Dasht* Teil einer

sprühenden, dynamischen Bewegung waren, so nimmt uns Ilir Hasanaj hier in die unfreiwillige Isolation von Menschen mit, die entgegen traditioneller Gendernormen einfach sich selbst sein wollen und dafür von einer brutalen Welt hart bestraft werden. Wir erfahren von der Sehnsucht nach Anerkennung gleichermaßen wie von der Wut über das Unverständnis über die natürlichste Sache der Welt: einen Menschen des eigenen Geschlechts zu lieben. Und immer wieder erfahren wir vom Mut, den diese Menschen aufbringen, sich trotz aller Ablehnung dennoch treu zu bleiben. Denn der Film bringt uns in Kontakt mit Menschen, die nach all dieser Feindseligkeit dennoch ihr Gesicht zeigen und Farbe bekennen. So erlaubt uns dieser Film, Menschen persönlich zu begegnen, die von der Gesellschaft an den Rand gedrückt und unsichtbar gemacht werden; Menschen, die trotz oder gerade wegen den Zeichen, die ein solches Unrecht an ihnen



Das Kino Armata ist aus der Kulturszene in Prishtina nicht mehr wegzudenken.

hinterlässt, eine Schönheit ausstrahlen und durch ihren Einsatz im Privaten aber gerade auch durch diesen Film nicht zulassen, dass eine hässliche Welt das letzte Wort hat.

Vom Dokumentarischen zum Dialog

Ilir Hasanaj, der mit sieben Jahren aus dem Kosovo in die Schweiz fliehen musste, weiss aus eigener Erfahrung, wie es ist, in mehreren Welten zuhause zu sein. Er kann

wegen zu können, während andere mit ähnlichem Hintergrund grossen Einschränkungen unterworfen sind, weil sie den falschen Pass haben. In diesem spannungsvollen Bereich der Identität, Kultur und Politik, in dem eindimensionale Antworten nicht mehr greifen, sind die wichtigsten Motive seiner Filme anzusiedeln. Er selbst bleibt dabei meist im Hintergrund. Er lässt die Menschen und ihre Lebenswelt für sich sprechen. Im Falle seines aktuellen Filmes

und den Porträtierten. Im ehrlichen Austausch über die Absicht des Projekts kann so ein Raum entstehen, in dem eine Persönlichkeit erfahrbar wird. Diese Zusammenarbeit verlässt dabei beizeiten das rein Dokumentarische und die Porträtierten erscheinen in geheimnisvollen, ästhetisch durchkomponierten Szenen. Bei aller Direktheit wird nie Objektivität suggeriert. Der Regisseur ist sich seines Blickes, der die Einstellungen durchwirkt, bewusst und geht konstruktiv damit um. Und so wird der Mensch hinter der Kamera, der meist unsichtbar bleibt, in den filmischen Mitteln spürbar und das Dokumentarische entpuppt sich als Dialog. Diesen Dialog im weitesten Sinne zu ermöglichen ist das eigentliche Anliegen seiner Arbeit. Es ist ein offenes Gespräch, woran teilzunehmen nicht nur die Zuschauer*innen, sondern die ganze Gesellschaft ermuntert wird.

Ein kultureller Brückenbauer

vom Stereotyp des Kosovaren erzählen, der in der Schweiz an einen herangetragen wird und dem man selbst mit perfektem Schweizerdeutsch und bewusst entgegengesetztem Verhalten noch verhaftet bleibt. Er kennt das eigenartige Privileg, sich in der Welt frei be-

treten Angehörige der LGBTQ-Community im Kosovo das erste Mal in diesem Ausmass in den Fokus der Berichterstattung. Das immense Vertrauen, das nötig ist, um sich in solcher Öffentlichkeit zu zeigen, entsteht nach und nach im Gespräch zwischen dem Regisseur

Es erstaunt daher nicht, dass Hasanajs Engagement nicht auf die Filmproduktion beschränkt bleibt. Im Rahmen von Kino Kosova hat er mit verschiedenen kosovarischen Filmschaffenden Podiumsdiskussionen durchgeführt. Kino Kosova ist ein Projekt, das sich dem kulturellen Austausch zwischen

Es wird sich in Zukunft lohnen, die kosovarische Kulturlandschaft im Blick zu behalten.

dem Kosovo und der Schweiz verschrieben hat. Dabei wird Raum für aktuelle Filme aus dem Kosovo und der Diaspora geschaffen, um so auch die vielschichtige Beziehung dieser zwei Länder zu thematisieren. Die Filmschaffenden konnten in diesem Rahmen in die Schweiz reisen, ihre Filme vorstellen und einem breiteren Publikum zugänglich machen. Dem Publikum hingegen wurde der direkte Austausch mit den Filmschaffenden und der Einblick in die überaus lebendige kosovarische Kulturszene ermöglicht. Film ist hier also keineswegs nur Kultur, die konsumiert werden kann. Um den Film herum entsteht ein Raum der Begegnung. Gegenwärtig ist eine Kollaboration zwischen Kino Kosova und dem Kino Armata im Entstehen, um die kul-



Kino Kosova hat sich dem kulturellen Austausch verschrieben.

turelle Brücke zwischen dem Kosovo und der Schweiz weiter auszubauen. Das Kino Armata in Prishtina kann neben seiner Arbeit als Regisseur als das zentrale Projekt von Hasanaj bezeichnet werden. Dreissig Jahre nach dem Krieg hauchten er, Alush Gashi und Vigan Nimani dem Kino neues Leben ein. Mit improvisierter Technik, kaum finanzieller Unterstützung und einem Programm aus Open Domain Filmen begann 2018 die Geschichte eines Ortes, der mittlerweile fest zur Kulturszene von Prishtina gehört. Hasanaj stellt das Programm zusammen, das von grossen Klassikern der Filmgeschichte bis zu experimentellen Gegenwartsfilmen reicht. Momentan besteht dieses aus Retrospektiven von progressiven Filmschaffenden aus aller Welt, die

nach Prishtina eingeladen werden. So können Orte, die vielen Menschen im Kosovo wegen komplizierten und teuren Visaformalitäten unzugänglich bleiben, in gewisser Weise zu ihnen gebracht werden. Daneben bietet das Kino Armata eine Plattform für Musiker*innen, Kunstschaffende, NGOs und eine Vielzahl anderer Projekte, die alternative Kultur, kritisches Denken und einen sozialen Dialog ermöglichen. Mittlerweile ist das Team gewachsen, die Arbeitsorganisation wurde optimiert und die Technik konnte auf den neusten Stand gebracht werden.

Mehr als bloss Kino

Mit der Neo_School wird im Kino Armata nun ein Bildungsprojekt entwickelt,



Regisseur und Kulturvermittler Ilir Hasanaj.

das von der Swiss Agency for Development and Cooperation unterstützt wird. Es handelt sich dabei um eine non-formale Schule, an der jeweils sechs talentierte Menschen die Möglichkeit erhalten, unter der Anleitung der besten Filmschaffenden des Landes während zwei bis drei Monaten einen eigenen kurzen Dokumentarfilm zu realisieren. Die Neo_School geht im März 2022 in die nächste Runde. Dabei soll die Zusammenarbeit mit Kino Kosova weiter ausgebaut werden, wobei Schweizer Kunstschaffende Projekte im Kosovo realisieren und kosovarische Kunstschaffende in der Schweiz. Das Kino Armata, das längst viel mehr ist als bloss ein Kino, entwickelt immer neue Formen, um auf das starke Bedürfnis nach Kunst und Kultur im noch so jungen und vor vielen Herausforderungen stehenden Land einzugehen. Dazu kommen hunderttausende von Kosovar*innen in der Diaspora, die ihre eigenen Erfahrungen und Bedürfnisse einbringen. Ilir Hasanaj ist in dieser kulturellen Bewegung eine wichtige Stimme, die zeigt, wie Konstruktives und Wertvolles aus dem persönlichen Engagement in der Kunst selbst wie auch in deren Vermittlung, entstehen kann. Es wird sich in Zukunft lohnen, die kosovarische Kulturlandschaft, die sich mit einer solchen Dringlichkeit und Vehemenz entwickelt, im Blick zu behalten. ♦

Wenn Drachen aussterben

Text: Cyril Holtz und Fabio Peter
Bilder: Cyril Holtz



Save the Date:
Nachhaltigkeits-
woche Bern vom
7. bis 13. März 2022



Mehr Infos auf

Im Rollenspiel Dungeons and Dragons (DnD) geht es häufig um Kampf und Gewalt. Zu einseitig, findet die Berner DnD-Initiative. Sie sucht nach Wegen, das Spiel progressiver zu gestalten.

Ob eine Welt in Anlehnung an das antike Rom oder ein dystopisches Tokio in der Zukunft: Dem Spiel Dungeons and Dragons (DnD) sind kaum Grenzen gesetzt. «Du brauchst nur Würfel, Stift und Papier», erklärt Lu, Kulturschaffende und leidenschaftliche DnD-Spielerin. Das Rollenspiel lebt von der Vorstellungskraft der Teilnehmer*innen und ihrem Wunsch, eine Geschichte zu erzählen.

Umso schwieriger, die wenigen Regeln und die vielen Möglichkeiten zu erklären. Lu ist Gründerin der DnD-Initiative, einer Web-Plattform für Spieler*innen und Interessierte im Raum Bern. Wir treffen Lu in der Brasserie Lorraine. Geduldig führt sie uns in die DnD-Welt ein und beantwortet unsere Fragen.

Nach zwei Stunden verstehen wir vom Spiel ähnlich wenig wie zuvor und sind uns einig: zurück auf Feld eins. Lu verweist uns für mehr Informationen auf Youtube-Channels und ihren Spotify-Podcast und lädt uns zu einem DnD-Abend ein.

Fehlstart ins Abenteuer

Auf das Spiel, das in den 70er Jahren in den USA entstanden ist, wurde Lu beim Theater an der Uni aufmerksam. Ein Mitstudent lud sie zu einer Runde DnD ein, die aber ein schnelles Ende fand. Als queere Person of

Color fand sie sich in einem Raum mit neun *weissen* Männern und einem sexistischen Szenario wieder. «Nach einer halben Stunde stand ich auf und ging».

Langsam tastete sie sich aber an das Spiel heran. Die meisten Geschichten und Szenarien interessieren Lu nicht – einem Drachen beispielsweise ist sie bisher nur einmal begegnet. Denn es geht auch anders. «Das Setting kann progressiv sein», erklärt sie. Statt von Drachen, Rittern und Kämpfen kann die Geschichte von einer friedfertigen Welt mit Charakteren auf der Suche nach einer eigenen Identität handeln. Wichtig sind gegenseitiges Vertrauen und Respekt. Das einzige, wofür sich DnD schlecht eignen, seien Liebesgeschichten.

Als Quere Person of Color fand sich Lu in einem Raum mit neun weissen Männern und einem sexistischen Szenario wieder.

Beyond DnD:**Mehr als ein Spiel(eabend)**

In der WG im Ostring herrscht muntere Stimmung. Alle haben Snacks und Getränke mitgebracht, als ob demnächst eine WG-Party steigen würde. Auf dem Tisch steht ein Lautsprecher. Lu checkt den Sound, es laufen «random viking tracks».

Sie ist Spielleiterin und Geschichtenerzählerin und geht als erstes die Ereignisse des letzten Treffens durch – ein Kampf unter Wasser, zehn Gebote, ein brennendes Haus und schlafende Leute. Gleichzeitig klärt sie mit den Spieler*innen, in welcher Situation ihre Charaktere sich zuletzt befanden. Die Spieler*innen helfen mit ihren persönlichen Notizen mit, das Szenario zu rekonstruieren und aufleben zu lassen. Von Pen und Paper gibt es nur noch wenige Spuren. Sie wurden mehrheitlich durch Smartphones und Tablets ersetzt; die Spieler*innen halten das Geschehen und die Entwicklung ihrer Charaktere auf der Online-Plattform «D&D Beyond» fest.

Da gibt es zum Beispiel Sarya, eine 16-jährige Elfin und Druidin, die gerne zur

Die Erzählerin hält die Stränge zusammen, lässt dem Geschehen ansonsten aber freien Lauf.

Schule geht; Ariana, ein Hobbit auf der Suche nach ihren Eltern, die Wächter eines Tempels waren; oder Lucky Paw, ein nicht-binäres Wesen, das in einer behüteten, pazifistischen Kommune aufgewachsen ist, aber mit einem Dolch durch die Welt wandert. Den Spieler*innen steht es völlig frei, die Geschichte sowie Stärken und Schwächen ihrer Charaktere am Anfang festzulegen.

«DnD hat viel mit Theater gemeinsam», sagt Lu. Aber im Unterschied dazu gibt es bei DnD keinen vorgegebenen Verlauf der Geschichte – fast ein wenig wie «strukturiertes Improtheater».

Das läuft so ab: Die Leitungsperson, die sich das Szenario und ein Ziel für die Teilnehmer*innen ausgedacht hat, konfrontiert die Spieler*innen mit einer Situation – ein Ort, an dem sich die Gruppe befindet, Personen oder Wesen, die sich dort befinden, Situationen, die sich abspielen. Die Spieler*innen könnten sich zum Beispiel in einer grossen Stadt vor einem verlassenen, alten Haus wiederfinden, bei einer Oase in der weiten Wüste, oder auf einem fernen Planeten.

Dann liegt der Ball bei den Spieler*innen. Jemand kann vorschlagen, durch das Fenster des verlassenen Hauses zu blicken,

oder einfach hineinzugehen. Andere können sich dieser Handlung anschliessen, draussen warten oder im (fiktiven) Grundbuch nachschauen, wer zuletzt dort gewohnt hat. Wichtig ist, dass sie sich so verhalten, wie es ihr Charakter tun würde, und nicht so wie sie selbst. Ebenfalls wichtig: Kooperation. Das Team erkundet das Szenario gemeinsam.

Die Leitungsperson legt für jede Handlung einen Zahlenwert fest und die Spieler*innen würfeln. Die Punktezahl – kombiniert mit Fähigkeitspunkten, die für eine Handlung hilfreich sein können – entscheiden darüber, ob die Handlung gelingt oder nicht. Möchte sich ein Charakter in das Haus schleichen und in einem alten Schrank ein Dokument holen, muss beispielsweise der Wert 15 erreicht werden. Würfelt die Person die Zahl 12 und verfügt über 8 Geschicklichkeitspunkte, hat sie Erfolg. Scheitert sie, ändert die Leitungsperson das Szenario: Dann steht etwa plötzlich ein knurrender Hund vor dem Charakter.

Die Würfelsammlungen der Spieler*innen sind bunt und beeindruckend – auch wenn sie nur einen einzelnen Würfel für das Spiel brauchen. Vor Spielbeginn werfen sie gespannt die unterschiedlichen Würfel. Jener Würfel, der wiederholt die gewünschte Zahl zeigt, ist der Glücksbringer des Tages und kommt zum Einsatz.

Plattform zur Vernetzung

Auf die Idee, eine webbasierte DnD-Initiative zu gründen, kam Lu während der Pandemie, als sich die Spielrunden ins Internet verlagerten. Lu liess sich dabei



Die Spieler*innen verhandeln die nächsten Schritte.

von internationalen Projekten inspirieren. Zentrales Anliegen der DnD-Initiative ist es, Spieler*innen im Raum Bern besser zu vernetzen. Mit dem Spotify-Podcast möchte Lu zudem zur Diversifizierung des Spiels beitragen.

Mit unterschiedlichsten Gästen spricht sie darin über die

Parallelen von Poetry Slam, Prosa und DnD, über Stil oder Kunst und Künstlichkeit im Spiel. Auch queere Kampagnen, Stereotypen oder heteronormative Charaktere werden thematisiert. Mit ihrer Idee gelangte sie Anfang 2021 unter anderem an die Gemeinde Köniz und die Burggemeinde Bern,

welche das Projekt mit Fördergeldern unterstützen.

Im Ostring sind Sarya, Ariana, Lucky Paw und ihre Weggenoss*innen bereit für das nächste Abenteuer. Als es losgeht, fühlt es sich an wie im Casino oder an einer Auktion. Würfel fallen, ein wildes Stimmengewirr erfüllt den Raum, Dramen spielen sich ab und Verhandlungen werden geführt. Am Tischende die Erzählerin, welche die Stränge zusammenhält, dem Geschehen ansonsten aber freien Lauf lässt. Niemand weiss, wie der Abend endet – was zählt, sind die Fantasie der Teilnehmer*innen und der Zufall. ♦

«DnD hat viel mit Theater gemeinsam.»

Tablet und Smartphones sind das neue Pen und Paper.





Lu versetzt die Spieler*innen in eine Situation, die sie bewältigen müssen.

«Es geht immer um Menschen»

Text: Mara Hofer und Lucie Jakob
Bilder: Cyril Holtz

Die bärner studizytig hat sich mit dem Amtsleiter der Fremdenpolizei Bern zum Gespräch über Grenz- und Migrationspolitik, Ausbeutung und den Einfluss unseres Konsumverhaltens getroffen. Dabei gewährte Alexander Ott auch einen Einblick in seine persönliche Erfahrungswelt.

Herr Ott, Sie sind Chef der Fremdenpolizei Bern. Wie viel «Polizei» steckt in der Fremdenpolizei? Wie die Polizei ist die Fremdenpolizei für die Durchführung von Zwangsmassnahmen zuständig. Dazu gehören die Missbrauchsbekämpfung im ausländerrechtlichen Bereich, beispielsweise bei der häuslichen Gewalt oder der Arbeitsausbeutung sowie die Massnahmen im Bereich der Täter*innenverfolgung und des Opferschutzes.

Muss man also eine Polizeiausbildung absolviert haben, um bei der Fremdenpolizei arbeiten zu können? Das ist von Vorteil, aber nicht zwingend notwendig. Wir haben zum Beispiel bei uns auch Jurist*innen und Betriebswirtschaftler*innen. Diese Personen müssen dann gewisse polizeiliche Module absolvieren und erhalten dafür ein Zertifikat. Somit dürfen sie polizeiliche Aufgaben wahrnehmen.

Was ist momentan die grösste Herausforderung für die Fremdenpolizei in Bern? Da ist einerseits die zunehmende Arbeitsausbeutung – gerade mit der Covid-Situation hat das zugenommen, da viele Leute ihre Arbeit verloren haben. Andererseits die Problematik irregulär eingereister Personen, die hier strafällig werden und bei denen eine Rückführung

nicht möglich ist. Und für uns auch immer im Fokus: das Thema Menschenhandel. Im administrativen Bereich haben wir ausserdem einen Mehraufwand wegen des neuen Ausländer- und Integrationsgesetzes, da wir weiterhin jeden Einzelfall situativ prüfen wollen.

Was hat sich verändert in den 31 Jahren, die Sie nun bei der Fremdenpolizei arbeiten? Eigentlich nicht viel. Es geht immer um Menschen. Das ist das Grundsätzliche und auch das Interessante an dieser Arbeit. Aber wir stellen fest: Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich immer mehr. Menschen müssen nicht mehr nur wegen kriegerischen Auseinandersetzungen flüchten, sondern auch aus wirtschaftlichen und politischen Gründen – sie haben schlicht keine Perspektiven mehr in ihrer Heimat. Dazu ist die Klimaveränderung ein weiterer Treiber, welcher den Menschen ihre Existenzgrundlage entzieht. Was uns auch beschäftigt sind die Biographien derjenigen Jugendlichen, die aus einem Kriegsumfeld zu uns kommen. Diese verbrachten ihre prägenden Jahre in Not und Armut, meist in einem kriminellen Umfeld. Diese Umstände unterstützen eine erfolgreiche Integration definitiv nicht.

Es wird argumentiert, dass diese zunehmende Öffnung der sozialen Schere im Zusammenhang steht mit dem Kapitalismus. Brauchen wir ein anderes System? Wir haben ja bis jetzt noch kein anderes Modell, das funktioniert. Ich würde eher sagen, dass das mit dem entfesselten Neoliberalismus zusammenhängt. Meiner Meinung nach müssen wir lernen zu verzichten und mit gewissen Dingen im Konsumbereich einfach aufzuhören, sonst drehen wir uns im Kreis.

Wie meinen Sie das genau? Diese Diskussion ist ja eigentlich nichts Neues, man weiss um die Probleme. Was ich allerdings feststelle: Man gerät schnell in eine Sackgasse, wenn über dieses Thema diskutiert wird. Es fehlt an einem tiefgründigen Dialog. Wir diskutieren alles an, aber nichts durch! Es bringt uns aber nicht weiter, Probleme anzudenken – wir müssen sie durchdenken, nur so kommen wir zu tragbaren Lösungen. In diesem Zusammenhang ist für mich auch das Konsumverhalten wichtig. Unser Konsum bezüglich Kleidung, Lebensmitteln und vielem mehr ist für mich ein Treiber dieser Problematik. Wir bekämpfen nur Symptome und waren bis jetzt nicht in der Lage, etwas am Grundverhalten der Gesellschaft zu verändern.

Sie sagen, es sollten nicht nur die Symptome bekämpft werden, sondern Probleme an der Wurzel angegangen werden. Wie ist das denn bei der Fremdenpolizei, betreibt diese nicht auch nur Symptombekämpfung? Da müssen wir einen grösseren Blick auf unser Aufgabengebiet richten und die rechtlichen Normen mitberücksichtigen. Wir versuchen immer den Einzelfall zu berücksichtigen und der betroffenen Person eine Perspektive zu geben. Zum Beispiel im Bereich der «organisierten Bettelei» ist es uns gelungen, wiederholt Jugendliche aus dieser negativen Spirale herauszulösen. Selbstverständlich sind dies nur Einzelfälle. Jedoch geht es darum, entsprechende positive Signale zu setzen. Das ist ein Teil – ein anderer ist das Entwickeln einer Haltung hier vor Ort, die auch andere Sichtweisen zulässt.

Welche anderen Sichtweisen sprechen Sie hier an? Damit meine ich eine andere Sichtweise auf die Problemlagen. Momentan wird beispielsweise überall vom Fachkräftemangel gesprochen. In der Pflege und der Altersbetreuung haben wir ein riesiges Problem, das ist ein Fakt. Gleichzeitig haben wir in diesem Land Leute, die ausreisen müssen – zum Beispiel abgewiesene Asylsuchende. Diese Personen hätten möglicherweise Potential, um genau in diesen Bereichen zu arbeiten. Die aktuelle Gesetzeslage sieht hier für die Behörden jedoch keinen Handlungsspielraum.

Zurück zur Symptombekämpfung: Bräuchte es zur Bekämpfung des Menschenhandels nicht ein anderes Migrationsregime? Beispielsweise, dass man den Leuten von Grund auf den Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtert oder Visumsanträge im Heimatland ermöglicht werden? Spannende Frage, da kann man lange darüber diskutieren. Ich bin der Meinung, dass wir eine Migrationspolitik verfolgen müssen, die den Menschen in den betroffenen Ländern Perspektiven schafft.



«Wir diskutieren alles an, aber nichts durch!»

Denn die meisten Leute wollen ihre Heimat eigentlich gar nicht verlassen. Nehmen wir folgendes Beispiel: In einem asiatischen Land gibt es zirka zwölf Millionen Heimarbeiter*innen, die zwölf Stunden am Tag für weniger als 40 Cent pro Stunde schufteten. Diese so produzierten «Billigkleider» werden dann in den westlichen Ländern zu einem Spottpreis verkauft. Ein weiterer Treiber, welcher die Migration fördert.

Was halten Sie eigentlich von der Losung «No Borders, No Nations»? Diesen Vorschlag hören wir oft. Aber was heisst das

genau, wenn Sie das durchdenken? Man müsste die ganze Menschheit ändern, damit das aufgeht. Denn Grenzen braucht es, um sich von kritischen Regimes abzugrenzen und diese zu stoppen. Wie will man solchen Regimes etwas vorschreiben, um die Unterdrückung zu verhindern? Das ist eine Machtfrage und wir haben diese Macht nicht. Aber durch Grenzen haben wir die Möglichkeit zu betonen, dass hier die Menschenrechte gewahrt werden und andere Werte gelten. Wenn man nicht mehr auf dieses Mittel zurückgreifen kann, könnte am Ende das Negative «überschwappen».

Eine Grundsatzfrage: Könnte man nicht einfach die Beschränkung der Migration aufheben? Natürlich wäre das möglich, allerdings wäre dies komplett ein anderes Gesellschaftsmodell. Dabei müsste man sich über die Verteilung von Gütern etc. Gedanken machen und sich fragen, was für einen Lebensstandard wir aufrechterhalten wollen. Dass wir hier miteinander sprechen, dass wir sicher sind, dass das Büro geheizt ist, dass Sie ein Smartphone besitzen; das sind Errungenschaften, welche wir nicht leichtfertig aufs Spiel setzen sollten.

Die Welt ist ungerecht. Ein Grossteil der Weltbevölkerung lebt im Elend, obwohl dieses Elend durch fairere Kooperation zu beheben wäre.

Zur Person

Alexander Ott arbeitet seit 31 Jahren bei der Fremdenpolizei Bern und ist Co-Leiter des Polizeiinspektorates Bern. Dort setzen er und sein Team sich unter anderem mit Ausbeutung, Prostitution und Clankriminalität auseinander. Zuvor arbeitete er bei der Grenzschutz und weiss, was es heisst, Grenzschutz in der Praxis auszuüben. An der Universität Luzern absolvierte er einen Master in Philosophie und Management und ist Mitglied eines aus Alumni bestehenden Alpenphilosophikums sowie im Alpenclub Bernina.

Fairere Kooperation scheint aber schwierig mit dem gegenwärtigen politischen Klima. Man will ja nicht einmal Leute aus Afghanistan aufnehmen und als das Flüchtlingslager Moria überall Thema war, nahm die Schweiz auch keine Leute auf. Genau! Aber das sind zwei verschiedene Dinge. Die Städte bzw. Bern war ja bereit, weitere Personen in prekären Lagen aufzunehmen. Dies liegt aber nicht in der Kompetenz der Kantone und Städte, sondern in der alleinigen Zuständigkeit des Bundes.

Wie steht es denn mit Leuten, die es hierhergeschafft haben und beispielsweise nach einem Opferschutz-Verfahren das Land verlassen müssen? Wird geschaut, dass sie im Heimatland noch etwas haben, um sich wieder ein Leben aufbauen zu können? Ich persönlich finde eine geordnete Rückkehr in Zusammenarbeit mit der Internationalen Organisation für Migration viel zielführender als das Szenario, welches sich hier oft abspielt. Die IOM verfügt mit dem Staatssekretariat für Migration zusammen über ein Rückkehrprogramm, welches es ermöglicht, die Personen in ihrem Heimatland mit Starthilfen zu unterstützen. Denn oft fehlt es nach einem durchlaufenen verwaltungs- oder strafrechtlichen Verfahren an einer Anschlusslösung. In vielen Fällen wird zwar, wenn die Bedingungen erfüllt sind, eine entsprechende Aufenthaltsbewilligung erteilt. Aber was ist dann? Die Betroffenen sind allein, schlecht integriert und verfügen über keine entsprechende Aus- und Weiterbildung. Somit finden sie keinen Job, um ihren Lebensunterhalt finanzieren zu können. Das Ergebnis: Sie geraten wieder in eine Abwärtsspirale, werden straffällig und kommen so wieder mit dem Gesetz in Konflikt.

Was kann man tun, damit die Personen, die in der Schweiz bleiben, nicht in eine Abwärtsspirale rutschen? Wenn es zu einem Strafverfahren kommt, geht das ja immer sehr lange, zwei bis drei Jahre unter Umständen. In dieser Zeitspanne ist der Aufenthalt sicher gewährleistet. Während dieser Dauer ist für uns essentiell, dass mit diesen Leuten gearbeitet wird. Deshalb sind auch immer



NGOs dabei, denn in solchen Situationen haben wir viele Analphabet*innen. Natürlich ist es dann schwierig, den Forderungen nachzukommen, diese Personen in einen ersten Arbeitsmarkt einzugliedern. Dazu kommt, dass Opfer von Menschenhandel häufig schwer traumatisiert sind.

Wäre es nicht möglich, diese Leute hier vor Ort zu unterstützen, statt ihnen Geld zu geben, um ins Heimatland zurückzukehren? Werden die Leute hier unterstützt, gelten sie als fürsorgeabhängig. Ich drücke mich da gerne etwas plakativ aus: Es braucht eine Anschlusslösung, die die Betroffenen «an die Hand nimmt». Diese fehlt momentan. Die meisten Leute, die nach solch langen Prozes-

sen weiterkommen und in deren Fall sich das Ganze positiv entwickelt, haben Anschluss gefunden und ein soziales Netz aufgebaut. Sie waren in der Lage, sich von der Täterschaft – die oft aus Landsleuten oder Familienangehörigen besteht – zu lösen und konnten so der Spirale entkommen.

Der Begriff «Fremdenpolizei» hat etwas Altertümliches, sogar Stigmatisierendes an sich. Könnte oder müsste dieser nicht mal ersetzt werden? Auf keinen Fall! Wie würden wir uns dann im Rahmen von Interventionen, Kontrollen und bei der rechtlichen Durchsetzung von Opferschutzmassnahmen ausweisen? Was wäre eine gute Alternative? Migrationsdienst oder Amt für Ausländer*innenbelange oder...? Ich finde es richtig und wichtig, die Dinge beim Namen zu nennen. Der Begriff «Polizei» ist fast in allen Ländern klar verankert. Die Aufgaben der Fremdenpolizei sind ursprüngliche Aufgaben eines Staates. Die Namensänderung ändert ja nicht auch den Aufgabenbereich. Das Argument der Namensführung ist immer wieder Thema. Würde uns jedoch diese Namensführung untersagt, hätten wir in vielen Arbeitsbereichen massive Proble-

«Einwanderung sollte als Bereicherung und nicht als Bedrohung wahrgenommen werden.»

«Die Klimaveränderung ist ein weiterer Treiber, welcher den Menschen ihre Existenzgrundlage entzieht.»

me. Gerade im Umfeld des Opferschutzes und in Fällen von renitenten Personen ist es wichtig, dass wir als «Polizei» auftreten können.

Nehmen wir aber nur den Begriff «fremd». Dieser suggeriert zwei Gruppen, eine Gegenüberstellung von «fremd» und «heimisch». Meinen Sie nicht, es wäre im Dienst der Integration, dieses Kategoriendenken aufzulockern durch eine Namensänderung? Meiner Meinung nach braucht es eine gewisse Distanz und einen notwendigen Respekt, um die Aufgaben erfüllen zu können. Stellen Sie sich vor, wenn eine kriminelle Person gegen uns gewalttätig wird, Drittpersonen gefährdet und straffällig wird. Soll in solchen Fällen von Migrationsdienst gesprochen werden? Ich glaube nicht. Denn nur mit einer klaren Kommunikation gelingt es, geltendes Recht durchzusetzen. Wir suggerieren dabei nicht, dass Fremdheit direkt im Zusammenhang mit Kriminalität steht, aber dort wo dieser Zusammenhang besteht, müssen wir eingreifen.

Weshalb trennen wir denn überhaupt die Kriminalität der nicht legal residierenden Personen von derjenigen der sogenannten «Einheimischen»? Der aufenthaltsrechtliche Aspekt ist dabei zentral: Die Aufgabe der Fremdenpolizei ist es, Fälle zu klären, bei denen ausländische Staatsangehörige involviert sind, beispielsweise wenn diese sich undokumentiert in der Schweiz befinden oder ausgebeutet werden.

Auch im Zusammenhang mit Migration steht die Organisation «Frontex», die das etwas weniger abweisende Projekt «Mare Nostrum» ersetzte. Die

Schweiz wird Frontex ja zukünftig vermehrt mit finanziellen Beiträgen unterstützen. Ich bin überhaupt nicht mit den in den Medien dokumentierten Push-Backs einverstanden. Wir müssen aber zur Kenntnis nehmen, dass Frontex keine «Reiseagentur» ist, die mit Grenzschutz beauftragt wurde. Wir sollten ehrlich sein,

die Grenze schicken. Das stand zur Diskussion. Ich arbeitete selbst einmal bei der Grenzschutz und weiss, was es heisst, Grenzschutz in der Praxis auszuüben. Die Frage wäre: Was sollte die Armee an der Grenze konkret ausrichten? Sicher könnte sie die Leute nicht gewaltsam zurückdrängen.



Grenzschutz ist hart, es tut beim Hinschauen weh. Die Alternative wäre eben eine Welt ohne Grenzen, das ist wiederum eine Utopie.

Ein weiteres Beispiel zur Thematik des Grenzschutzes: Im Jahr 2015 gab es grosse Diskussionen, als viele Leute nach Deutschland migrierten und die Asylzahlen stiegen. Politiker*innen wollten damals die Armee an

Sie haben es angedeutet: Früher waren Sie bei der Grenzschutz. Was sagen Sie zur europäischen Grenzpolitik? Der Diskurs über eine europäische Migrationspolitik ist beinahe unerschöpflich. Das, was sich gerade an der syrisch-türkischen Grenze abspielt ist aus meiner Sicht hochproblematisch. Die Türkei befindet sich am «Gängel-

band» der europäischen Union und es kommt in den dortigen Lagern zu krassen Menschenrechtsverletzungen. Wie es diesen Menschen geht, ist sehr problematisch.

Die langen Leidensgeschichten der betroffenen Menschen beschäftigen mich sehr. Für mich ist die ganze Situation aktuell ein grobes Versagen der politischen Verantwortlichen. Im Jahre 2021 werden in Europa wieder Zäune hochgezogen. Für die Menschen vor Ort ist das Problem ja in keiner Weise gelöst. Sie können in Belarus nicht bleiben und Europa schliesst die Grenzen. Da müsste in der europäischen Migrationspolitik längstens ein Perspekti-

venwechsel stattgefunden haben.

Was wäre denn ihr Vorschlag für einen solchen Perspektivenwechsel? Wir müssten uns überlegen, was für eine Migrationspolitik wir verfolgen wollen. Es bräuhete eine Auslegeordnung, auch bezüglich der demografischen Entwicklung. Gerade in Europa gibt es Länder, die in den nächsten Jahren massive Proble-

me und Mängel an Fachkräften erleiden werden. Eine gerechtere Wirtschaftsordnung entsteht nicht dadurch, dass sich die ökonomisch entwickelten Länder bereit erklären, einen gewissen Prozentsatz ihres Brutto-Inlandproduktes für Transferzahlungen den Entwicklungsländern zur Verfügung zu stellen. Es braucht die Aufwertung von regionalen Strukturen und die Möglichkeit, in diesen Regionen eine Bildungsoffensive zu starten. Jetzt wäre es an der Zeit, solche Grundlagen zu legen und in Ausbildung und Bildung zu investieren. Es geht darum, eine Migrationspolitik zu gestalten, in der die Einwanderung als Bereicherung und nicht als Bedrohung wahrgenommen wird.

Die Situationen, die Sie beschreiben, können ja sehr belastend sein. Haben Sie trotz der Schwierigkeiten noch Freude an Ihrem Beruf? Absolut! Aber gerade in vergangener Zeit haben Drohungen gegen unsere Mitarbeitende oder gegen mich zugenommen. Die Zunahme von Respektlosigkeit und Aggressivität ist für mich besorgniserregend. Meine Erfahrung ist, dass die Schwierigkeiten in aller Regel nicht in

«Manchmal machen wir explizit nüt.»

der Mitte der Gesellschaft sichtbar werden, sondern überwiegend an den Rändern. Wichtig ist es, sich immer wieder zu hinterfragen und einen Perspektivenwechsel auf die Situation vorzunehmen. Es geht auch darum, dass man innerhalb einer Organisation immer wieder eine Orientierung schafft und kulturelle Prämissen verankert. Unsere Grundlagen bilden rechtsstaatliche, demokratisch legitimierte Gesetze, welche ein Zusammenleben in Würde und Sicherheit ermöglichen.

Entspannen Sie auch mal? Ja, das tun wir und machen manchmal einfach «nüt». Das heisst, das Kader reflektiert bei einem Spazier-

gang an der Aare. Niemand redet dann oder tippt auf dem Smartphone rum. Wir sitzen dort oder laufen herum, reflektieren oder denken vielleicht über Dinge nach, die einem sonst im Alltag nicht durch den Kopf gehen. Am Anfang fanden das manche ein bisschen komisch, sie meinten, wir hätten doch viel zu viel zu tun. Aber gerade deshalb ist auch das Nichtstun wichtig.

Gibt es ein Zitat, das Ihr Leben und Denken prägt? «Gutes Leben» – Epikur. Schlussendlich heisst das für mich, dass man im Reinen ist mit sich selbst, eine gewisse Zufriedenheit und Ausgeglichenheit hat. Das gilt sowohl für den psychologischen wie auch den physischen Bereich.

Woraus schöpfen Sie Kraft und Energie? Ich bin der Meinung, dass meine Arbeit wichtig ist. Sie lohnt sich. Wir haben hier alle Chancen und ein sehr gutes Leben, vor allem verglichen mit Millionen anderer Leute. Antrieb für mich ist die Aufrechterhaltung dieser Lebensqualität und der Versuch, das auch anderen zu ermöglichen. ♦

Olaf (28) aus Olten fragt:

Lieber Experte, ich lebe nun schon einige Jahre in Olten, allmählich gefällt es mir hier. Erliege ich dem Stockholmsyndrom?

Lieber Olaf, hui! Da hast du einen unordentlichen psychogeografischen Salat angerichtet. Ich will dir aber gerne helfen, den Essig vom Batavia zu trennen. Lass mich dir dafür als kleines hors-d'œuvre eine Geschichte erzählen.

Als die schwedische Bankangestellte Kristin Enmark 1973 während eines Banküberfalls Opfer einer Geiselnahme wurde, bat sie um ein Gespräch mit Nils Bejerot, seines Zeichens Psychiater und Verhandlungsführer der Polizei. Enmark wollte sichergehen, nicht zum Kollateralschaden in der Strategie der Polizei zu werden. Bejerot schlug ihr Gesprächsangebot aus. Einer der Bankräuber hingegen versicherte ihr immer wieder, am Ende würde alles gut gehen. Dies führte dazu, dass Enmark den Eindruck gewann, den Bankräubern läge mehr an der Sicherheit der Bankangestellten als der Polizei. Als Enmark nach dem Überfall wiederholt Bejerots Vorgehen kritisierte, fand dieser die einzige logische Erklärung dafür: Die Frau muss sich zu den Bankräubern emotional oder sexuell angezogen gefühlt haben. Die Diagnose, die später

als Stockholmsyndrom bekannt werden sollte, fällte er selbstverständlich ohne auch nur einmal mit der Betroffenen gesprochen zu haben.

Diese Geschichte lehrt uns, lieber Olaf, zwei Dinge: 1. Die Polizei gewichtet zu oft den Schutz von Eigentum und Kapital höher als den Schutz der Menschen. 2. Das angeschlagene Ego eines Mannes, der von einer Frau kritisiert wurde, ist eine denkbar schlechte Grundlage für eine psychologische Diagnose. So wird das Stockholmsyndrom bis heute von der Fachwelt nicht anerkannt. Es handelt sich vielmehr um eine, von Medien verbreitete, populärwissenschaftliche Diagnose.

Was uns zu deinem Problem bringt. Obwohl Olten beileibe nicht die schönste Stadt nördlich der Alpen ist, rührt ihr schlechter Ruf hauptsächlich von der Berichterstattung. Du fühlst dich vermutlich nicht emotional und hoffentlich nicht sexuell zu dieser Stadt hingezogen. Womöglich fühlst du dich da einfach aufgehobener als beispielsweise in Zürich oder Bern, wo sich hinter der rotgrünen Fassade oft die menschenfeindlichen Abgründe der Aufwertungs politik auftun.

Mit küchenpsychologisierenden Grüssen
Dein Experte – *nop*

*Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser Expert*innenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.*



Ab 12. Dez
Stadttheater
Mit LEGI 50% im VVK
Last-Minute-Tix 15.-

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Coronavirus: Aktuelles Angebot

Wir bieten Ihnen – gerade auch in Corona-Zeiten – psychologische Unterstützung an! Die Beratungen finden online, telefonisch oder vor Ort (Erlachstrasse 17) statt. Termine können während den Bürozeiten telefonisch oder vor Ort mit dem Sekretariat vereinbart werden. Die Angebote der Beratungsstelle sind vertraulich und kostenlos.

Beratungen

Wir führen persönliche Beratungen durch zu den Themen: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lernstrategien, Laufbahnplanung und Berufswahl, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Die Mailberatung für Studierende (bei Sachfragen und persönlichen Anliegen) finden Sie auf unserer Website (unter «Beratungen»).

Information

Wir stellen umfassende Infos, Tipps, Videos und Downloads auf unserer neuen Website zur Verfügung, beispielsweise zu Themen wie Lern- und Arbeitstechniken, Studienfinanzierung, Studienplanung (Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat), Berufswahl (Kompetenzprofil, Standortbestimmung, Berufswahl, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch), Psyche und Wohlbefinden, Chancengleichheit und Diversity oder Mobilität.

Zu studienbezogenen und psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Angst, Konflikte) finden Sie auch Fachliteratur in unserer Bibliothek.

Workshops

Wir bieten Workshops an zu diversen Lern- und Arbeitstechniken (z.B. Komplexer referieren, Prüfungsbereitigung, Arbeiten schreiben, Schreibblockade, Aufschieben vermeiden) sowie zum Thema Berufswahl und Laufbahnplanung (siehe Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. +41 31 435 24 35
E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch
Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 14.30 Uhr)
Die Bibliothek ist am Mittwochs- und Donnerstag geschlossen.
Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

15.11.2021 bwh/MSF



Die bärner studizytig sucht

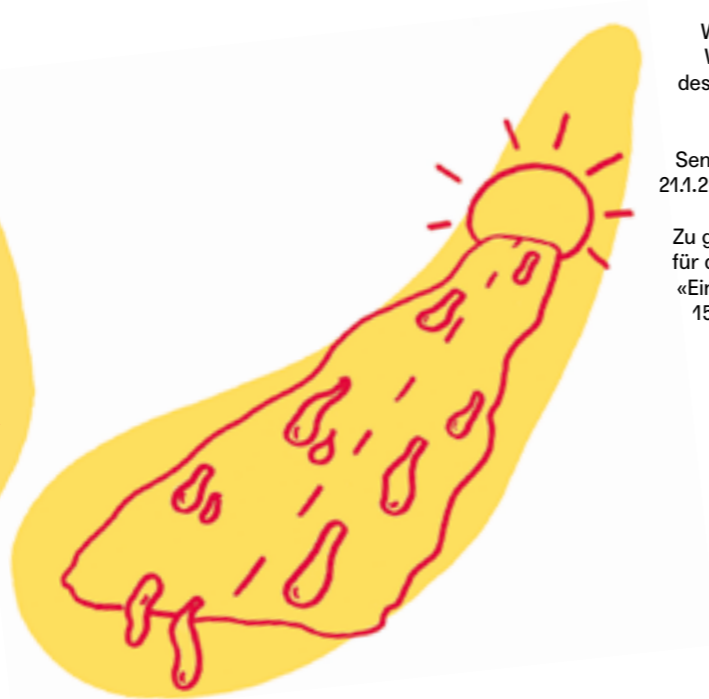
Wir suchen alle, die sich als Retter*innen der Demokratie aufspielen wollen, aber bei der Republik kein Praktikum bekommen haben. Wir suchen alle, die in diesem sadts die Fehler finden. Wir suchen alle, die voll fly die Jugendsprache beherrschen tun #Ehrenmann #Ehrenfrau. Wir suchen alle, die glauben, dass der Printjournalismus am Ende ist und mit uns zusammen untergehen wollen.

Egal, ob du bereits auf der Redaktion einer Lokalzeitung Karriere gemacht hast oder deine ersten publizistischen Gehversuche an unserer Seite tätigen willst, ob du «was mit Sprache» studierst oder dich im universitären Alltag mit endothermen Reaktionen beschäftigst, ob du noch gestern am Tag des Studienbeginns warst, die letzten Gefässe im KSL zu füllen versuchst oder gar schon dein Diplom vom Dekanat entgegengenommen hast: Bei der *bärner studizytig* finden alle motivierten Schreibendenhänd*innen eine Tastatur zum behämmern.

Melde dich unter info@studizytig.ch

Rätsel

*Gueti Fründe
bei mir entlang
vom Weg verlorä.
I derä grossartige
Zuekunft chasch du
dini Vergangebeit
vergässe. Drum säg ig
dir, tröchnä dini
Träne.*



Welches Lied ist gesucht?
Wir übersetzen die Lyrics
des Originals auf Berndeutsch,
ihr erratet den Song.

Sende das Lösungswort bis am
21.1.2022 an raetsel@studizytig.ch.

Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets
für die Shakespeare-Aufführung
«Ein Sommernachtstraum» am
15.2.2022 der Bühnen Bern.

Viel Erfolg!

Rätsel: bsz Redaktion

Yumis Perspektive

iz gits ja (de) wider di Ärdnüss. Hie no ä Vrwin-
digsewäck, faus du bis iz no kenä hätttsch gha:



Leg d Ärdnüss uf di Baukon
odr Fänstersims etc. u wart
druf, dass si vomnä Chräi
gfrässä wärdä. Wiederhou dä
ganz Vorgang äs paar Mal.

Nimm Kontakt uf. Vilich wird ds dr Afang vore
Fründschaft...



... aber äwä nid. 99

Was passiert um uns herum?
Die Illustratorin Yamina Rast hält
für uns fest, was ihr im Alltag
begegnet und durch den Kopf geht.

«Menstruation betrifft nicht nur Frauen»

Text: Florian Rudolph
Bild: SUB

Schon entdeckt? Auf ausgewählten WCs findet ihr seit Semesterbeginn Tampons und Binden. Dabei geht es um ein uraltes Tabu. Um Gleichstellung. Und um die Sensibilisierung von denen, die nicht menstruieren. Natascha Flückiger, SUB-Vorständin, im Interview.

Im Bundesbaus, brandaktuell. Eine Motion will die Mehrwertsteuer der Menstruationsprodukte von 7% auf 2.5% senken. 7% ist eigentlich für Luxusgüter vorgesehen.

Im Studierendenrat der Uni Bern, neun Monate zuvor. Das sozialdemokratische Forum reichte eine Motion zur Bereitstellung kostenloser Menstruationsartikel ein. Die Motion wurde angenommen. Infolgedessen nahm der SUB-Vorstand Kontakt mit der Abteilung für Gleichstellung und der Abteilung Betrieb und Technik auf. Und so ist das Anliegen – relativ flott und unkompliziert – ins Rollen gekommen. Die Testphase findet dieses Semester

in Frauentoiletten und all-gender restrooms der Unitobler statt.

SUB Seiten: Deine Periode setzt ein, aber du hast keine Menstruationsartikel dabei. Was tust du? Natascha Flückiger, SUB-Vorständin: Das ist ein mühsames Szenario. Häufig wird mit Menstruationsartikel im Versteckten «gehandelt». Leute geben sie sich unter der Hand. Diese Heimlichkeit fährt mir unter die Haut. Denn es geht dabei ja nicht nur um die Menstruationsprodukte, die angeblich etwas Verbotenes zu sein scheinen. Es geht auch darum, dass Menstruation allgemein mit Schweigen behaftet ist. Viele denken, sie müssen gleichbleibend funktionieren, obwohl die Menst-

ruation oftmals körperliche Erscheinungen wie bspw. Unterleibschmerzen mit sich bringt.

Deshalb habt ihr eine Initiative ins Leben gerufen. Genau. Das Ziel ist es, auf allen WCs der universitären Gebäude kostenlose Tampons und Binden zur Verfügung zu stellen.

Welches Problem wollt ihr damit angehen? Rund die Hälfte aller Studierenden bekommen einmal im Monat die Periode. Und trotzdem ist Menstruation noch immer ein mit Scham und Ekel behaftetes Tabuthema. Es geht darum, dieses Tabu zu brechen. Des Weiteren wollen wir die Geschlechterbina-

rität in Frage stellen. Denn Menstruation betrifft nicht nur Frauen. Auch trans und non-binäre Menschen menstruieren. Menstruationsartikel gehören deshalb auf alle WCs, inkl. geschlechtsneutrale und Männer-WCs.

Was hat das mit Gleichstellung zu tun? Sehr viel! Menschen, die menstruieren, gehören nun mal zu den Personen, die vermehrt mit Diskriminierung zu kämpfen haben. Alle Menschen, die menstruieren, erfahren vermehrt Diskriminierung. Ich würde nicht sagen, vor allem Frauen. Trans Menschen und non-binäre Menschen haben auch mit Diskriminierung zu kämpfen.



Kostenlose



Menstruationsartikel

Wie reagieren Menschen auf die Initiative? Um Rückmeldungen zu erhalten, läuft momentan eine Umfrage. Die Rückmeldungen sind bis anhin positiv. Die Frage, ob die Menstruationsartikel auch auf Männertoiletten zur Verfügung gestellt werden sollen, wird aber kritisch diskutiert.

Und wenn die Tampons geklaut werden? Von Gegner*innen wird dieses Argument oft ins Feld geführt. Ich finde das lächerlich. Klar, Tampons sind kleiner, aber beim WC-Papier macht sich auch niemand Sorgen, dass sich die Studierenden ihre Rucksäcke damit füllen. Und selbst wenn Leute Tampons mitgehen liessen: Darum geht es hier nicht. Es geht darum, ein Tabuthema anzugehen, das mehr als die Hälfte der Studierenden betrifft und darum, ein Zeichen zu setzen. Noch wenn dabei ein paar Tampons verschwinden würden, so be it.

«Das Ziel ist es, auf allen WCs der universitären Gebäude kostenlose Tampons und Binden zur Verfügung zu stellen.»

Natascha Flückinger, SUB-Vorständin

Wie steht die Uni Bern zur Initiative? Einerseits hat die Universitätsleitung die Initiative bewilligt, andererseits will sie es nicht an die grosse Glocke hängen. Vielleicht liegt es daran, dass eine ähnliche Motion im Grossen Rat im Kanton Bern abgelehnt worden ist? Die Uni-leitung scheint mir zögerlich.

Warum? Wahrscheinlich hat sie Angst vor den öffentlichen Reaktionen. Diese Zurückhaltung stört die SUB immer wieder. Wir finden, dass die Uni Bern mutiger sein darf. Die Uni will so häufig eine Pionierin sein und in diesem konkreten Beispiel könnte sie es es!

Gibt es ähnliche Initiativen an anderen Hochschulen? Meines Wissens ist die Uni Bern die erste Schweizer Hochschule, die auf diesen Zug aufspringt. Es ist aber allgemein ein präzentes Thema, besonders an Westschweizer

Schulen und Gymnasien. Auch die Stadt Zürich führt Testprojekte in diversen Schulen durch.

Noch ein Wort zur Umwelt. Ist Gleichstellung ohne Wegwerfprodukte möglich? Im Sinne der Nachhaltigkeit brauchen Menschen bereits Menstruationstassen und Co. Und sie brauchen sie unabhängig von unserem Angebot. Aber wenn du mal deine Menstruationstasse nicht dabei hast, wirst du dir nicht schnell mal eine basteln. Klar, wir bieten Wegwerfprodukte an. Aber es geht uns nicht darum, Menschen mit Menstruationsartikeln zu überschütten, sondern darum, dass sie im Notfall auf das Angebot zurückgreifen können.

Was ist deine Vision? Unser Ziel ist es, dass kostenlose Menstruationsartikel auf allen Toiletten in allen Gebäuden der Uni Bern zur Verfügung stehen. Fürs Erste. Wenn unser Engagement Wellen schlägt, fände ich das natürlich umso schöner. Die Uni Bern unterstützt das Projekt bereits offiziell. Es geht mehr darum, dass die Uni Bern öffentlich Stellung beziehen könnte, um als Vorbild voranzugehen.

«Deshalb wünschen wir uns eine öffentliche Positionierung der Uni Bern, damit das Thema eine stärkere Wirkung auf andere Schweizer Hochschulen hat.» ♦

Durchatmen, Kraft tanken

Text: Julia Beck
Bild: zvg

Ein Rückzugsort, um Kraft zu tanken. Gemeinsam oder allein, mit sich selber oder einer höheren Instanz im Dialog – ein Träumchen? An der Unitobler ist der «Raum der Stille» dieses Herbstsemester Realität geworden. Er bietet allen religiös und säkular ausgerichteten Menschen rund um die UniBe einen Ruheort.

Erste Eindrücke

Meine aufgeregte Hand drückt die Türklinke runter. Die Tür öffnet sich leise und ohne grosse Mühe. Der Raum ist menschenleer. Ich blicke auf eine Farbpalette aus Holzönen und erdendem Beige. Die Lüftung rauscht kontinuierlich.

Ich stehe in einem länglichen Raum, etwas weiter links der Mitte. In dieser Raumhälfte fallen gleich die zwei Baststühle auf, die sich einladend gegenüberstehen. Zwei leere Regale an den Wänden links im Raum geben der weissen Fläche etwas Inhalt und zeitgleich den Eindruck, dass hier Platz ist. In der Mitte des Raums zwischen den Fenstern baut ein langes Regal eine Trennwand zur rechten Seite auf. In dieser Raumhälfte liegen beige und cremefarbene Teppiche auf dem Boden. Hätte ich meine Schuhe nicht schon vor der Tür ausgezogen, wäre ich dem Impuls spätestens jetzt nachgegangen. Die flauschige Insel lädt ein, auf ihr Platz zu nehmen.

Mein Blick wandert zu den Vorhängen, die gedämpftes weiss getünchtes aber dennoch genug Licht in den Raum lassen. Vorbeigehende Passant*innen malen Schatten an die Wände.

Ich setze mich auf die Teppichinsel. Insgesamt säumen vier Lampen die weiche Fläche,

alle verbreiten leicht gelbliches, warmes Licht. Der Raum lädt zum Verweilen und Sein ein.

Das anfänglich laute Rauschen der Lüftung hat auf mich eine mittlerweile mehr meditativ beruhigende Wirkung. Ich schliesse die Augen und atme tief durch.

Weshalb braucht es

Rückzugsorte der Stille?

Mir persönlich hilft Meditation. Seit wann Menschen meditieren ist unklar. Auch in welcher Kultur damit begonnen wurde, lässt sich schwer sagen, da es verschiedenste Meditationsströmungen gibt. Innerhalb von

«Viele Studierende möchten ihre Religiosität oder Spiritualität mit dem Studium vereinen.»

Jil Kiener, Koordinatorin Raum der Stille

etwa hundert Jahren von ca. 500 vor bis 500 nach Christus, entstehen in Indien, China, Griechenland und Japan eigene Meditationsrichtungen.

Unabhängig von der Strömung werden positive Effekte von Meditation vermutet, so etwa bei der Emotionsregulation und dem Körpergespür. Durch regelmässiges Meditieren verbessert sich möglicherweise nicht nur das Bauchgefühl gegenüber eigenen Einstellungen und Körperempfindungen, sondern durch mehr Achtsamkeit im Alltag auch die Intuition für ein Gegenüber. Im Gespräch ist eine systematische Desensibilisierung gegenüber negativen Affekten festzustellen, was so viel bedeutet wie sich weniger von negativen Gefühlen beeinflussen zu lassen. Dieser Zustand führt hin zu einer Zunahme von Mitgefühl, Offenheit und der typischerweise mit Meditation assoziierten Gelassenheit.

Für Gebete werden ebenfalls positive Effekte vermutet. So lässt sich ein Gebet als eine innere Haltung verstehen, in der sich ein Mensch sammelt und vom restlichen Alltag abgrenzt. Diese Praxis kann zu einem Gefühl führen, anstehende Dinge bewältigen zu können. Ausserdem wird neben der genannten Ressourcenaktivierung von Beten als «Co-



Der Raum der Stille lädt zum Durchatmen und Runterfahren ein.

ping-Strategie», also Problemlösefertigkeit, gesprochen. Hier kann wer immer höhere Instanz für die betende Person eine Bindungsfigur repräsentieren. Dieser Bezugsperson kann ich mich anvertrauen und in der allmächtigen und immer verfügbaren Präsenz Kraft finden.

Welcher Weltanschauung auch immer angehörig: Es liegt auf der Hand, dass die UniBe mit dem Raum der Stille an Wohlfühlfaktor gewinnt. Der Raum der Stille ermöglicht spontanes Meditieren und Beten oder blosses Stille geniessen. Diese Chance auf Ruhe verbessert die Lebensqualität der Uniangehörigen. Studierende und Mitarbeitende haben unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit oder eben auch Nicht-Zugehörigkeit nun die Möglichkeit, neben gemütlichen Getränkepausen in den Cafeterien auch einen Rückzugsort zu besuchen, der weit ab von der üblichen Schnitzeljagd von einem Unigebäude ins Nächste liegt.

Im Dialog

Der Raum der Stille ist auf Initiative verschiedener religiöser und säkularer Hochschulgruppierungen entstanden. Jil Kiener koordiniert das Projekt «Raum der Stille». Die

«Der Raum soll allen Studierenden und Mitarbeitenden zeigen, dass sie in ihrer Vielfalt willkommener Teil der Universität sind.»

Jil Kiener, Koordinatorin Raum der Stille

Notwendigkeit für so einen Raum sieht sie in der zunehmend religiös und weltanschaulich pluralen Gesellschaft: «Deshalb ist eine Herausforderung der heutigen Gesellschaft, diese Pluralität Rechnung zu tragen. Dazu gehören auch physische Räume.» Viele Schweizer Universitäten hätten bereits so einen Raum, nun gehöre auch die UniBe dazu. «Viele Studierende möchten ihre Religiosität oder Spiritualität mit dem Studium vereinen oder suchen generell einen Ort der Stille zur Einkehr und zur Ruhe». Dies geschehe auch trotz Säkularisierungstendenzen und dem zunehmenden Bedeutungsverlust von Religion für eine Vielzahl von Menschen in unserer Gesellschaft.

«Weiter bietet der Raum den Studie-

renden und Mitarbeitenden einen sicheren Ort, um Menschen anderer Glaubensrichtungen und weltanschaulicher Überzeugungen zu begegnen», so Kiener. Dies spiegelt sich in der vielfältig aufgestellten Träger*innenschaft des Raumes wider: Neben der SUB sind die Christliche Hochschulgruppe (VBG), die Muslim Students and Alumni Association (MSAB), der Verein Jüdischer Studierender (VJSB), die Katholische Hochschuleseelsorge (aki), das Reformierte Forum (forum³) und die Fachschaft Theologie und Interreligiöse Studien Teil des Projekts. Kiener betont: «Der Raum soll zudem allen Studierenden und Mitarbeitenden zeigen, dass sie in ihrer Vielfalt willkommener Teil der Universität als Ganzes sind.»

Weltanschauung meets Admin

Das Projekt wurde ursprünglich von der Muslim Students and Alumni Association Bern ins Rollen gebracht. Ziemlich schnell waren dann andere Hochschulgruppierungen an Bord. Realisiert wurde das Projekt in Zusammenarbeit mit der Träger*innenschaft, der Abteilung für Bau und Raum, dem Hausdienst Unitobler sowie der Unileitung. Dass diese Mischung garantiert pluralistische Ansichten hervorbringt, ist abzusehen: «Für mich persönlich war eine Herausforderung als Koordinatorin des Projekts, dass mensch mit der Realisierung dieses Raumes ganz unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen begegnen musste», berichtet Kiener. Das betrifft neben Kompromissen innerhalb der Träger*innenschaft auch grundsätzliche Fragen, beispielsweise bezüglich der Rolle von religiöser oder spiritueller Praxis an einer säkularen Institu-

tion wie der Uni Bern. Auch stelle sich die Frage nach Mehrheits- und Minderheitsperspektiven: Wer wird wie repräsentiert in unserem nach wie vor christlich sozialisierten Umfeld?

Kiener betont, dass Herausforderungen und Höhepunkte in der Projektgestaltung nahe beieinander liegen: «Ganz unterschiedliche Parteien mit unterschiedlichen Erfahrungen, Vorwissen und Meinungen wurden an einen Tisch gebracht und traten miteinander ins Gespräch», erzählt Kiener. «Ich glaube, dass Projekte, bei denen alle ein gemeinsames Ziel vor Augen haben, toll sind für den Dialog.» Dieser würde dann nicht nur auf der intellektuellen Ebene geführt, sondern könne sich im Alltäglichen, wie zum Beispiel zwischenmenschlichem Kontakt und Austausch, entfalten.

Integrative Zukunftsperspektiven
Der schlicht gehaltene

Raum bietet dezent in Schubladen aufbewahrt diverse Gebets- und Meditationsutensilien. Die Nutzung ist vorwiegend auf Einzelpersonen ausgerichtet, dennoch möchte die Träger*innenschaft einmal pro Jahr eine öffentliche Veranstaltung organisieren. Diese sollen weitere Impulse zur Nutzung des Raumes geben, damit sich dieser entfalten kann: «Religion, Spiritualität, Kultur – das sind alles Dinge, die sich entwickeln», so Kiener. «Der Raum der Stille soll ein Ort sein für alle, die ihn brauchen und sich deshalb dynamisch an die Bedürfnisse der Nutzer*innen anpassen können.»

Momentan stehen Planungen für eine Art Gäst*innenbuch sowie eine digitale Umfrage, um Meinungen und Anregungen der Nutzer*innen einzuholen, im Raum. «Die Nutzer*innen sind zudem herzlich dazu eingeladen, sich direkt bei uns via Mail zu melden», appelliert die Koordinatorin des Projekts.

Alles in Allem soll der Raum der Stille Individuen sowie Gruppen Platz schaffen für Meditation, Gebet und Stille. Für Jil Kiener spendet der Raum vor allem Kraft, weil er für sie ein safe spacer ist. «Es ist für mich sowohl ein Rückzugsort als auch ein Ort, der mir persönlich am Herzen liegt, wo alle willkommen sind und wo wir respektvoll und offen miteinander umgehen.» ♦

Geöffnet ist der Raum während des Semesters werktags von 8:00-18:00 Uhr. Er befindet sich im Gebäude der Unitobler im Untergeschoss, im Raum B-105. Der Weg dahin ist ausgeschildert. Weiter plant die Träger*innenschaft im nächsten Frühlingsemester 2022 einen Eröffnungsanlass. Das genaue Datum und die Lokalität werden noch bekanntgegeben. Infos zum Raum der Stille findet ihr auch jetzt schon via QR Code.



Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1 Arbeit aus Liebe! 12:30	2 Zimt & Sternanis 17:30 - 19:30	3 Dicht 15:15 - 19:45	4 Etwas Farbe... 15:00 - 19:00	5 Etwas Farbe... 15:00 - 19:00	6 Etwas Farbe... 15:00 - 19:00	7 Etwas Farbe... 15:00 - 19:00
8 Die Bedenken 15:30 - 19:30	9 Islam-Debatten 15:30 - 19:30	10 Inselpflanzen 17:00 - 19:00	11 Gesellschaft. Spaltung 17:00 - 19:00	12 Bernes Literatur 17:00 - 19:00	13 mit Sandra Kinzi 17:00 - 19:00	14 Überwinden 17:00 - 19:00

Bild: Florian Rudolph

Amazing Winter Plan

Der graue, dunkle Winter ist da und mit ihm der Wunsch, in einem Stapel aus Decken zu verschwinden und so einer Jahreszeit zu entfliehen, die für Vampire geeigneter scheint als für Menschen. Doch es gibt Lichtblicke! Eine Handvoll Events stellt sich gegen die Verlockung der Höhle...

Wenn anders sein normal ist

Text: Melea Bieri
Bilder: Lisa Linder und zvg

Ist Inklusion nötig? Gedanken zum Thema im Kontext der Schule.

Der Begriff Inklusion war für mich ein Fremdwort, über dessen Bedeutung ich mir keine Gedanken gemacht hatte, bis dieser eines Abends an unserem Familientisch fiel. Eines unserer Familienmitglieder begann das Studium in Heilpädagogischer Früherziehung, was dazu führte, dass ich ganz nebenbei an den Begriff Inklusion herangeführt wurde. Spätestens als ich für das Herbstquartal eine Stellvertretung als KBF-Lehrperson antrat, war in mir das Interesse für diese Thematik geweckt.

Inklusion ist in der Schweiz verpflichtend. Nachdem die UNO an der Generalversammlung 2006 die Rechte von Menschen mit Behinderungen in New York verabschiedet hat, verpflichtete sich das eidgenössische Departement des Innern am 15. April 2014 mit dem Beitritt zum Übereinkommen dazu, «...die Hindernisse zu beheben, mit denen Menschen mit Behinderungen konfrontiert sind, sie gegen

Diskriminierungen zu schützen und ihre Inklusion und ihre Gleichstellung in der Gesellschaft zu fördern.» Seitdem sind insbesondere auch die Bildungsinstitutionen angehalten, «...die Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in die Regelschule mit entsprechenden Schulungsformen zu fördern.» So werden viele Kinder heute nicht mehr in eine KBF-Klasse eingeteilt, sondern von Beginn an in eine Regelklasse integriert. Dies ist für Lehrpersonen trotz Unterstützung von Heilpädagog*innen und Klassenhilfen eine grosse Herausforderung, auf die manch eine*r nicht gerade begeistert reagiert. Dies nicht ohne Berechtigung.

Integration vs. Inklusion

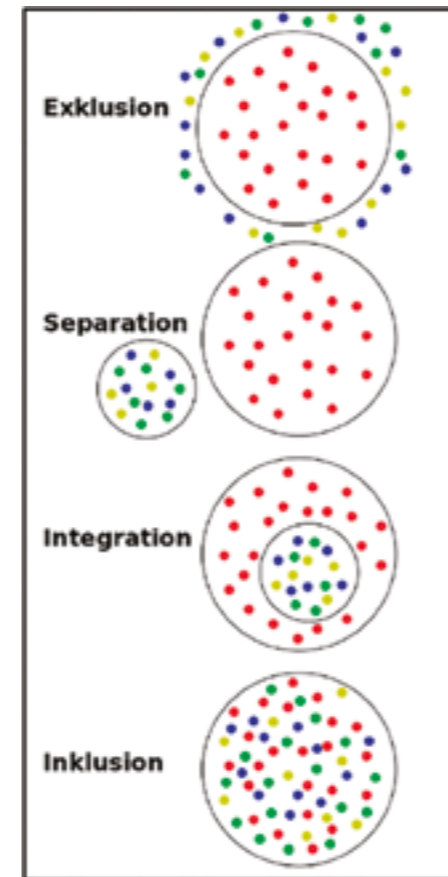
Was bedeutet nun denn Inklusion? Als ich mich damit auseinandersetze, stosse ich auf unterschiedliche Ansichten und hitzige Diskussionen, welche von Utopie bis hin zu «...den schönsten pädagogischen Visionen» reichen.

Immerhin teilen sich die Fachkundigen die Ansicht, dass Begriffe wie Partizipation, Teilhabe, Chancengleichheit, um nur ein paar wenige zu nennen, zu Inklusion gehören und sich nicht auf die Schule beschränkt, sondern die gesellschaftlichen Bereiche einschliesst.

Als Neuling in der Inklusionsdebatte scheint mir, dass wir in der Schweiz, zum Beispiel im Vergleich zu Deutschland, etwas hinten nachhinken. Es wird im Schulkontext oft von Integration und selten von Inklusion gesprochen. Die detaillierte Unter-



Es braucht Anpassung und Unterstützung damit Inklusion umgesetzt werden kann.



Früh lernt sich, was später gilt

Meiner Meinung nach braucht es in unserem aktuellen Schulsystem noch ziemlich viele Veränderungen: Es ist sonnenklar, dass es bei Inklusion in die Regelklasse andere Betreuung braucht als in einer «normalen» Regelklasse. Natürlich kann eine Lehrperson den Bedürfnissen einer inklusiven Regelklasse nicht gerecht werden. Ja, es braucht Anpassung und Unterstützung damit Inklusion umgesetzt werden kann. Sicher benötigt es mehr als eine Lehrperson im Klassenzimmer, mehr als zwei, drei Lektionen mit einer Heilpädagogischen Fachkraft pro Woche. Natürlich braucht es mehr finanzielle Ressourcen und ist schwieriger, als wenn einfach alle Schüler*innen, die anders sind, zusammen in eine KBF-Klasse gesteckt und damit separiert werden. Ja, es ist bei Weitem nicht der einfachste und erst recht nicht der kostengünstigste Weg. Aber stellt euch vor, wie unsere Gesellschaft aussähe, wenn es uns gelingt, Inklusion von der Kita, Spielgruppe, Kindergarten, Unter/Mittelstufe bis zur Sekundarstufe ja sogar darüber hinaus, bis hin zur Universität möglich zu machen!

Die Schüler*innen würden von der Wiege an erleben, dass es völlig normal ist, mit und ohne Be_hinderung am Alltag teil zu haben. Es würden junge Erwachsene werden, welche es als selbstverständlich ansehen wür-

den, dass ein Bankangestellter im Rollstuhl sitzt, eine CEO in Gebärdensprache ihr Geschäft führt, eine Kellnerin mit Trisomie 21 das Essen serviert. Es wäre eine Gesellschaft, in der Anderssein normal ist. In der anders sein keine Be_hinderung für den Alltag in der Gesellschaft darstellt.

Ist das eine Utopie oder «die schönste pädagogische Vision»?

Schule in der Pflicht

Es liegt an uns Lehrpersonen, mit welcher Haltung wir unsere Schülerinnen und Schüler prägen. Es liegt an der Institution Schule, ob sie bereit ist, und letztlich am Bildungsdepartement, das Nötige zu investieren und den Weg zu gehen, der Inklusion möglich machen kann. Inklusion beginnt bereits heute in Kitas Realität zu werden, obwohl es mehr Aufwand bedeutet. Es gibt bereits heute ausser-schulische Institutionen, die bereit sind, in die Inklusion zu investieren. Es ist an der Zeit, dass die Institution Schule auf diesen Zug aufspringt und beginnt, die Schüler*innen von heute für die Gesellschaft von morgen zu prägen. Einer Gesellschaft, in der anderssein normal ist.

Ist Inklusion nötig? Lassen wir doch diese Frage das nächste Mal von einer betroffenen, von der Gesellschaft be_hinderten Person beantworten... ♦

schiedlichkeit zu erfassen und auszubreiten, sprengt den Rahmen dieses Artikels. Was sich hingegen per Internetsuche leicht finden lässt, ist nebenstehende Abbildung, um eine kleine visuelle Ahnung davon zu erhalten. Meiner Interpretation zu Folge, sind unsere Schulen vor allem mit Separation und Integration beschäftigt.



